

TRACES OF IMPROVISATION



Foto: Paul Kranzler

Text: Gabriele Kaiser

A Vacant Office Building in Vienna

Ein großes Werbetransparent an der dem Verkehr zugewandten Fassade eines wesenlosen Gebäudes aus den 1990er-Jahren preist die Immobilie an: „3.700 Quadratmeter Bürofläche zu mieten“. Darunter Logo und Telefonnummer des Maklerbüros, der Verkehr rauscht vorbei. Wer weiß, wie lang dieses Haus – Objekt keiner Begierde – schon leer steht. Es scheint eine jener schwer vermittelbaren Büroimmobilien in der Stadt zu sein, über deren tatsächliche Anzahl nur vage Angaben kursieren. Die offizielle Leerstandsrate für Büroimmobilien in Wien liegt derzeit bei 6,6 Prozent. Gebäude wie dieses – veraltete Infrastruktur, keine Toplage – haben es am gesättigten Immobilienmarkt schwer. Aber steht das Haus wirklich leer? Einige Fenster sind gekippt, einige geöffnet, Wäsche hängt über der Brüstung, durch die Scheibe im vierten Stock blitzt ein Stück Stoff – ein goldener Vorhang?



Foto: Paul Kranzler

Überall
Spuren des
improvisierten
Lebens, Tages-
aktualitäten,
Hausord-
nungsregeln.

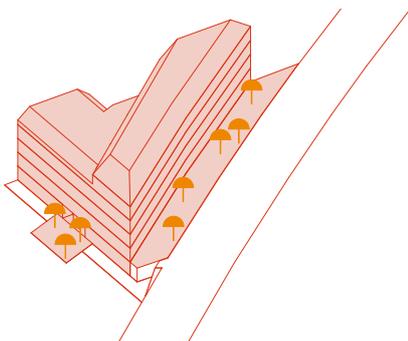
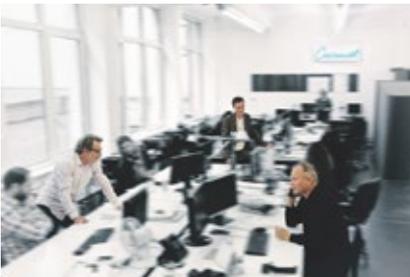
Stopover Residences/Zwischennutzung Notquartier

Seit Tagen, Wochen, Monaten wohnen in den ehemaligen Büroräumen rund 280 Flüchtlinge. Mehrheitlich sind es Familien aus Syrien, Irak und Afghanistan, die in diesem Notquartier der Caritas auf ihren Asylbescheid und auf Zuweisung in eine dauerhafte Unterkunft warten. Die meisten der BewohnerInnen sind noch nicht in der Grundversorgung; sie haben ihr bisheriges Leben hinter sich gelassen, was vor ihnen liegt, ist ungewiss. Für unbestimmte Zeit ist dieses Gebäude eine weitere Zwischenstation, ein „Camp“, wie sie es nennen. Das Haus war in seiner räumlichen Konfiguration für die Unterbringung von 150 Personen vorgesehen – „aber was sollen wir machen, wenn draußen ein weiterer Bus voller Menschen steht“, verweist die Caritas zu Recht auf die Notwendigkeit des Handelns in einer Situation, in der die Alternative Obdachlosigkeit gewesen wäre. Wie in einem Transitlager oder einem Erstaufnahmezentrum werden in einem Notquartier mittellosen Schutzsuchenden Schlafplätze und die Versorgung mit dem Lebenswichtigsten – Nahrung, Bekleidung, medizinische Betreuung – geboten. Doch ist allen vorsorglichen Maßnahmen, die getroffen werden, die zeitliche Beschränkung von vornherein eingeschrieben. Die Befristung, die für die BewohnerInnen eine weitere Ungewissheit auf ihrem Weg des Ankommens bedeutet, hält auch die Ressource Raum in Schwebelage. Die Caritas hat mit dem Eigentümer des Hauses einen Zwischennutzungsvertrag abgeschlossen, der Ende April 2016 ausgelaufen und nun vorerst um einen Monat verlängert worden ist. Da die Büroimmobilie in der Zwischennutzungsphase weiterhin auf dem Markt bleibt, musste der Bestand, vom Umbau der Duschanlagen im Erdgeschoss abgesehen, weitgehend unangetastet bleiben. Das hatte zur Folge, dass sich in den ehemaligen Büroräumen dicht gedrängt Bett an Bett reihte.

A Village Within the House

Die peripher-stadtnahe Lage des Gebäudes ist aus Sicht des Betreibers, der allfälligen Ressentiments von AnrainerInnen vorsorglich ausweicht, ein günstiger Standort für ein Flüchtlingsquartier: „Hier fühlt sich niemand gestört.“ Es ist ein offenes Haus, jeder kann ein- und ausgehen, eine informelle An- oder Abmeldung genügt, niemand dreht nachts das Licht an und vergewissert sich, dass alle schlafen. Keine Tür ist versperrbar, nicht einmal die Spinde, die in den Büros bereits vorhanden waren und nun teilweise als Raumteiler dienen. Im Eingangsbereich mit der „Portierloge“ der Caritas werden BewohnerInnen, Neuankömmlinge, freiwillige HelferInnen und BesucherInnen von Aushangblättern in Arabisch, Englisch und Deutsch sowie den Artikeln 1, 3 und 4 der „Universal Declaration of Human Rights“ im Empfang genommen. Überall Spuren des improvisierten Lebens, Tagesaktualitäten, Hausordnungsregeln. Ein Piktogramm mit der Information, dass im ganzen Haus Alkoholverbot herrscht, darunter die Aufforderung, alle Mahlzeiten im Speiseraum im Erdgeschoss und nicht in den Schlafräumen einzunehmen. „Children must come down to eat.“ Daneben Hinweise auf Kurse oder Terminankündigungen sowie die „Cleaning List“, die den Küchendienst zimmerweise regelt. Die Wohngemeinschaft von der Größe eines Dorfs verteilt sich in dem im Grundriss triangulären Gebäude über viereinhalb Geschosse mit je siebzig Personen. Die rund um den zentralen Erschließungskern angeordneten WC-Gruppen in den Stockwerken sind ausreichend, die Duschanlagen im Erdgeschoss ermöglichen Körperhygiene nur im Schichtbetrieb. Die ehemaligen Kaffeeküchen in den Erschließungsgängen sind aus rechtlichen Gründen stillgelegt, hier hängt auf Lattenrosten Wäsche zum Trocknen. Was am meisten fehlt, ist Privatsphäre. Einen Ort für sich hat hier niemand.

Foto: Andreea Cebuc



Basic Needs

Die Sicherung der Privatsphäre – die Markierung eines Bereichs, in dem ein Mensch unbehelligt von äußeren Einflüssen für sich sein kann – war für Caramel Architekten das erste und wichtigste Thema ihrer Intervention, deren zeitliche Begrenzung Voraussetzung, aber nicht Hindernis für weiterführende Überlegungen war. Die in der Vorbereitungsphase im Architektur-Biennale-Team für eine ganz andere, mittelfristig nutzbare Immobilie angedachten Maßnahmen wie etwa die Durchmischung mit anderen BewohnerInnengruppen werden in einem überbelegten Notquartier zwar vorübergehend von der Macht des Faktischen verdrängt, bleiben aber zentraler Bestandteil künftiger Szenarien, die das Gemeinschaftsleben im Haus mit weiteren Handlungsanreizen positiv unterstützen sollen. Um das temporäre Zusammenleben in einer Hausgemeinschaft dieser Größenordnung möglichst rasch und effektiv zu verbessern, konzentrierten sich die Architekten zunächst auf eine klar umrissene Sofortmaßnahme, der eine zweifache Fragestellung zugrunde liegt:

1. Wie kann mit geringsten Mitteln und in kürzester Zeit Privatsphäre geschaffen werden, ohne in die Substanz des Gebäudes einzugreifen?
2. Wie lässt sich die Durchlässigkeit des Hauses nach außen erhöhen, um der Isolation der Wohngemeinschaft entgegenzuwirken und Öffentlichkeit zu generieren?

Die Sicherung der Privatsphäre durch geeignete Trennvorrichtungen und die Öffnung der Gemeinschaft durch Verbindungsgelenke nach außen wurden nicht als isolierte Themen, sondern als Facetten einer Aufgabenstellung gesehen. Caramel Architekten haben bereits in mehreren Projekten komplexe Anforderungen mit leichtfüßigem Pragmatismus gemeistert, so etwa bei den Besucherstegen der VOEST, beim Kulturhauptstadt-Büro am Linzer Hauptplatz, beim Science Park Linz, bei diversen Design- und Kunstobjekten sowie bei einigen Wohnprojekten mit überschaubarem Budget. „Zeitdruck und Ressourcenknappheit kann man auch als Chance begreifen“, sagen sie. „In vielen Fällen ist es einfach unpassend, komplizierte Designdetails zu entwickeln.“ Caramel Architekten arbeiten gerne mit modularen Strukturen und Ready-made-Artefakten, um unterschiedliche Anforderungen in griffige konzeptuelle Tools zu übersetzen. Auch in diesem Fall war es für sie ein logischer Schritt, ein System aus handelsüblichen Elementen zu entwickeln, das kostengünstig, einfach und vielseitig ist und die wesentliche Zielsetzung fokussiert.

Ready-made

Auf der Einkaufsliste der Architekten stehen lauter alltägliche Dinge, die normalerweise in anderen Situationen und Kontexten zum Einsatz kommen: Polokalrohre mit T-Verbindungen und Baustellenständer für das räumliche Grundgerüst, Sonnenschirme mit einem Durchmesser von drei Metern als „Tragwerk“, dicker weißer Vliesstoff als Raumteiler und zertifizierte schwer brennbare Stoffe in allen Farben als Raumhüllen, Stromverteiler, LED-Lämpchen, Kabelbinder, Klebeband, Kleiderhaken, Kopfhörer, Pflanzentöpfe, eine aus einer PET-Flasche gefertigte Türklingel. Die Grundstruktur einer Raumeinheit ist nach dem Steckprinzip in beliebigen räumlichen Gegebenheiten in wenigen Minuten leicht auf- und abbaubar. Das Rahmenmodul aus simplen Installationsrohren definiert die grobe räumliche Begrenzung, die visuelle und atmosphärische Einfassung erfolgt über textile Trennwände, die Intimität und Geborgenheit schaffen. Die Einheit für eine vierköpfige Familie besteht aus einem Schirm mit zwei Schlafplätzen und zwei durch Trennwände abgeteilten Nebenräumen, in denen zwei weitere Betten stehen. Die vertikalen Steher dienen als Versorgungsachsen mit jeweils eigener Lichtquelle

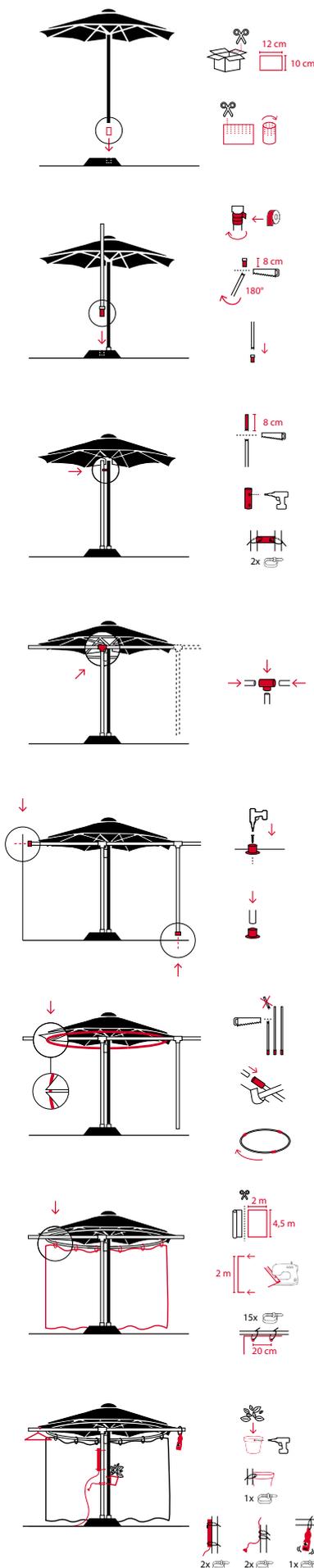


Foto: Caramel



Bisher unzugänglicher Grünstreifen wird für Benützung der KlientInnen adaptiert, Haus Pfeiffergasse

Foto: Caramel



und Verteilerstecker. Das beliebig erweiterbare Grundgerüst kommt nur an den Endpunkten mit dem Bestandsgebäude in Berührung, die meiste Handarbeit steckt in den genähten „Wänden“ mit an gewünschter Stelle anknüpfbaren Taschen zur Aufbewahrung persönlicher Gegenstände.

Für Caramel Architekten war von Anfang an wichtig, dass die selbsttragende Raumzelle mit Schirm und Nebenräumen nicht nur im Kontext eines Notquartiers, sondern als informelle Raumbegrenzung an allen möglichen Orten zum Einsatz kommen kann (und bereits eingesetzt wird), etwa in Ateliers oder Gemeinschaftsbüros, als Spielzimmer für Kinder, eigentlich überall, wo innerhalb einer größeren räumlichen Struktur ein Rückzugsbereich gewünscht oder erforderlich ist.

Dimensionen und funktionale Möglichkeiten der Raumeinheit wurden zunächst durch Probeaufbauten im eigenen Büro getestet. Welche Proportionen sind angenehm, inwieweit funktioniert eine textile Abgrenzung als Wand, die man auch als solche respektiert? Welche Zusatzfeatures braucht es, um als Raum im Raum zu funktionieren? Auch wenn das Produkt „Schirm“ auf der semantischen Ebene vordergründig als positives Symbol lesbar ist, habe sich dieser Aspekt eher nebenbei ergeben. „Der Schirm ist ja nur ein zufälliges Element, das symbolisch auch passt“, sagen die Architekten. Im konkreten Fall erfüllt er u. a. die atmosphärisch nicht unwesentliche Aufgabe, die unangenehme Neonbeleuchtung der Büroräume „abzuschirmen“ und das Weißlicht in Warmlicht zu verwandeln.

Participation

Der Prozess ist das Produkt, und das Produkt ist nach dem Aufbau nicht vollendet. „Wir wollen nicht etwas erschaffen, das später jemand benutzen darf bzw. muss, sondern wir arbeiten an einem kooperativen Prozess unter Einbeziehung aller Beteiligten und werden somit schlussendlich selbst zu unserem eigenen Forschungsobjekt.“ In dieser ergebnisoffenen Auseinandersetzung mit einem bestehenden Gebäude und ihrem sozialen Gefüge sind der konstruktive Austausch mit den BewohnerInnen und deren ständige Einbindung in den Prozess fast genauso wichtig wie die Wirksamkeit der räumlichen Intervention selbst. Im Idealfall löst ein angestoßener Prozess Kettenreaktionen aus, regt zu weiteren Maßnahmen an, die den Alltag im Quartier ein wenig verbessern.

Die Test- und Experimentierphase im eigenen Büro wurde rasch von der Parole der Tat abgelöst: Caramel Architekten bauten in einem noch nicht belegten Raum des Heims einen Prototyp auf, die Mustereinheit wurde der versammelten Hausgemeinschaft vorgestellt. Das Modell stieß sofort auf Begeisterung, und man konnte gewissermaßen ad hoc mit der Verteilung der freiwilligen Aufgaben beginnen. An den „Bauarbeiten“ waren viele Hände beteiligt. Fachkundige „Piper Men“ stellten ihre handwerklichen Fähigkeiten im Gerüstbau unter Beweis, Näherinnen machten sich mit Begeisterung daran, die Stoffe zuzuschneiden. „Binnen kürzester Zeit hat sich der Testraum in eine Nähwerkstatt und die Nähwerkstatt in ein Aktivitätszentrum verwandelt.“ Auf einmal sei Musik im Haus zu hören gewesen, Kinder nahmen das Nähzimmer als Spielplatz in Besitz. Jede Familie oder Zimmergruppe sollte ihren Schlaf- und Wohnbereich selbst gestalten und nach den eigenen Bedürfnissen modifizieren. Die prozesshafte Anverwandlung des „Location Tool“ nach eigenen Bedürfnissen funktionierte über alle Sprachbarrieren hinweg, sogar im Männerzimmer im vierten Obergeschoss setzte sich nach kurzen Anlaufschwierigkeiten ein bemerkenswerter Gestaltungsdrang durch; der Gemeinschaftsbereich in diesem Zimmer, das sich zwölf alleinreisende Männer aus unterschiedlichen Herkunftsländern teilen, zählt mittlerweile zu den gemütlichsten im ganzen Haus.

Activity

Menschen, die auf ihre Interviews oder Asylbescheide warten, verbringen notgedrungen die meiste Zeit in ihrem Quartier. Der Tagesrhythmus ist im Wesentlichen von den Essensausgaben in der Früh, zu Mittag und am Abend bestimmt, es mangelt an Aktivitätsimpulsen und Angeboten zur Freizeitgestaltung. Anders als in „normalen“ Unterkünften dürfen die Asylsuchenden im Notquartier nicht selbst kochen, das Essen wird vom Bundesheer oder von karitativen Einrichtungen angeliefert. Der Wartezustand, das ständige Kommen und Gehen von MitbewohnerInnen und Caritas-MitarbeiterInnen erzeugen Unruhe und Stillstand zugleich, ständig ist alles im Umbruch, und doch ist ein Tag wie der andere.

Wie sich jedoch am Beispiel der Nähwerkstatt zeigt, können sinnstiftende Beschäftigungen eine Eigendynamik auslösen, die den Alltag im „Camp“ signifikant aufhellt. „Wir wünschen uns sehr, dass sich die BewohnerInnen unserer Angebote bemächtigen und sie für ihre Bedürfnisse adaptieren“, sagen die Architekten. „Wir sind nur eine begleitende Hand, um ihnen das zu ermöglichen.“ Nach kurzer Zeit haben sich im Haus auch andere kleine unbürokratische Dienstleistungen etabliert. Die Nähwerkstatt fungiert als Änderungsschneiderei für gespendete Kleidung, man kann sich die Haare schneiden lassen, in der Tiefgarage gibt es einen Musikprobe- und einen Tischtennisraum (angedacht ist auch ein kleines Hauskino). Im zweiten Obergeschoss steht ein Gemeinschafts- und Kinderspielzimmer zur Verfügung, dessen konkrete Nutzung sich in selbstregulativen Testphasen noch herauskristallisieren wird.

Foto: Caramel



Privacy

Gemeinschaftsräume funktionieren, wenn es auch Rückzugsbereiche und Schleusen gibt. Und je kleiner die Räume „für sich“ bemessen sind, umso wichtiger werden die Zwischenbereiche. In den Wohnbereichen zeigt sich das deutlich: An jeder der ehemaligen Bürotüren klebt eine Zimmernummer. Vor der Intervention durch Caramel Architekten stand man mitten im Schlafbereich mehrerer Familien, sobald man eine Tür öffnete. Nun gibt es zwischen den Betten zwar immer noch keine feste Abgrenzung durch Wände, aber eine vollkommen andere Zonierung des Raums mit abgestufter Intimität. Diese graduell abgestuften Privatsphären sind von einer erstaunlichen Stabilität und Verbindlichkeit, sie werden von BewohnerInnen und Gästen sofort respektiert. Wenn man nun eine der ehemaligen Bürotüren öffnet, betritt man zunächst eine Art Vorraum, in dem man vielleicht gar keine Person zu Gesicht bekommt, sich aber spontan aufgefordert fühlt, seine eigenen Schuhe zu den Schuhen der BewohnerInnen zu stellen. Man steht längst in einem Zimmer, hat aber den Eindruck, jetzt erst eine Wohnung zu betreten. In den Büros liegt überall der gleiche alte Teppichboden, aber hier im nur angedeuteten Vorraum ist er klar als Schwellenbereich zwischen draußen (dem Gang) und drinnen (dem durch Stoffbahnen abgetrennten Wohnbereich) artikuliert. Dieser halb öffentliche Übergangsraum ist umso wichtiger, als die Türen selbst zwar zugemacht, aber nicht verschlossen werden können. Die private Einheit für eine vierköpfige Familie mit zwei Schlafplätzen im Schirm und zwei Betten in durch Trennwände abgeteilten Nebenräumen ermöglicht eine variable Nutzung. Tagsüber dient dieser Bereich als Wohnraum, hier liegen auf dem Boden Decken als Teppiche ausgebreitet, und das Bett wird mit wenigen Handgriffen zur Couch umfunktioniert. Obwohl die Raumbereiche nur durch Stoffbahnen getrennt sind, bleibt die Integrität eines Schlafplatzes hinter geschlossenen Vorhängen gewahrt. Aufgrund dieser stufenweisen Rückzugsmöglichkeit ist – von akustischen Einschränkungen abgesehen – ein Nebeneinander nicht synchroner Tagesabläufe (Schlafen, Lesen, Spielen, Zusammensitzen) möglich. Man hat immer die Option, sich in einen geschützten Bereich zurückzuziehen, die Gewissheit, nicht sofort

Foto: Paul Krenzler



Die textilen Interventionen wurden innerhalb weniger Wochen bei laufendem Betrieb in Zusammenarbeit mit den 280 BewohnerInnen installiert

den Blicken ausgesetzt zu sein, wenn jemand den ehemaligen Büroraum betritt. Die an jeder Wohneinheit angebrachte provisorische Türglocke mit Namensschild steht symbolisch für die Unantastbarkeit der Intimsphäre.

Individuality

Die Privatsphäre schließt auch die Möglichkeit mit ein, die unmittelbare Alltagsumgebung individuell zu gestalten. „Muss es nicht ein Grundrecht des Individuums sein, sich seinen eigenen Ort zu wählen und diesen in der Folge auch mit sich selbst zu besetzen?“ Der gemeinschaftliche Aufbau der räumlichen Grundstruktur, die die territoriale Abgrenzung zwischen einzelnen Gruppen und innerhalb von Familien reguliert, hat das Bedürfnis verstärkt, den neu geschaffenen Raum zu individualisieren und den eigenen Erfordernissen anzupassen. Eine fünfköpfige afghanische Familie, die das Quartier am ersten Aufbau tag bezog, inzwischen aber bereits in eine dauerhafte Unterkunft übersiedelt ist, hat ihre Raumeinheit spontan liebevoll ausgestattet und geschmückt. Die weichen Wände wurden nicht nur mit den aufknöpfbaren Taschen individuell bestückt, sondern sie wurden auch sofort mit persönlichen Gegenständen, Fotos, Spielsachen personalisiert. Für den Aufbau der Grundstruktur mag eine Bauanleitung hilfreich sein, das Wesentliche funktioniert ohne Gebrauchsanweisung. Die persönlichen Markierungen eines eigenen Raums, diese improvisierten Besetzungen eines Orts „mit sich selbst“ sind erste Symptome des funktionalen Gelingens.



Foto: Paul Krenzler

Community

Die modulare Struktur mit Schirm, die in den Schlafräumen der Obergeschosse Privatsphäre schützt und Geborgenheit schafft, erfüllt in den Gemeinschaftsbereichen als verbindendes Element eine ganz andere Funktion. Essensausgabe und Speiseraum sind im Erdgeschoss des Hauses räumlich sinnvoll voneinander getrennt. Nachdem die vorgefundene Ausstattung des Speiseraums mit Heurigentischen und Bänken nicht sehr einladenden Plastikmöbeln gewichen war, schufen einige in die Tischplatten gesteckte und mit Kräutertöpfen bestückte Schirme atmosphärisch rasch Abhilfe. Die von Caramel Architekten neu installierte Bar, ein stabiles Gerüst mit textiler Verspannung und beleuchtetem Schirm (ebenfalls mit Kräutertöpfen), verwandelte die Essensausgabe in einen Begegnungsraum, in dem man sich gerne aufhält. Kurz nach dieser strukturellen Verbesserung hat sich als Ergänzung zum angelieferten Essen eine Kochinitiative gebildet. Ein Küchenchef und seine Crew bereiten seither in einer improvisierten Küche täglich nicht nur ergänzend Reis, Salate und Beilagen zu, sondern vermehrt auch – unter Einsatz wahrhaft spärlich vorhandener Eigenmittel – ganze Menüabfolgen aus den jeweiligen Heimatländern.



Die Apartments werden von den BewohnerInnen individuell adaptiert

Openness

Während es in einem überbelegten Notquartier an Privatheit mangelt, fehlen nach außen Kontaktflächen zur Stadt und zur Nachbarschaft. Um das Haus, das über keine eigenen Freiflächen verfügt, nach außen zu öffnen, entwickelten Caramel Architekten in einer weiteren Variation des Themas Gerüst und Schirm einen Schanigarten als Erweiterung des Eingangsbereichs an der Pfeiffergasse. Hier kann man an warmen Tagen beschattet im Freien sitzen, zusätzlich ist dieses Verbindungsgelenk an der Gebäudekante auch als Zeichen der Präsenz und der Sichtbarkeit der Wohngemeinschaft gedacht. An der stark befahrenen Wienzeile befindet sich ein direkt an das Gebäude angrenzender öffentlicher Grünbereich, der bisher ungenutzt war. Nach Absprache mit dem Bezirk wurde diese Restfläche nun mit Kinderspielplatz, Bepflanzungsbeeten und Sitzbänken zum Nachbarschaftsgarten aufgewertet, hier können sich Kinder und Erwachsene im unmittelbaren

Nahbereich des Hauses aufhalten und – zumindest theoretisch – mit Leuten aus der Nachbarschaft und PassantInnen in Kontakt kommen.

Unscripted Living

Die kollektive Aneignung eines Gebäudes, das eigentlich für andere Zwecke geschaffen worden ist, setzt Improvisation und Anpassungsvermögen voraus – Tugenden, die keineswegs nur aus der Not geboren sind. Die in temporären Interventionen angestoßenen Prozesse zeigen, dass ein Haus wie dieses, das ursprünglich ein Bürogebäude war, dann leer stand und nun vorübergehend von 280 Menschen bewohnt wird, ein künftiger Baustein jener „Arrival City“ sein könnte, die Doug Saunders anhand von zwanzig geschäftigen improvisierten Orten skizziert hatte. Auch wenn das physische Erscheinungsbild dieser über den Globus verstreuten Orte des Ankommens variiert, zeichnen sich darin die grundlegenden Funktionen und Netzwerke aus menschlichen Beziehungen in ähnlicher Weise ab. Die globalen Migrationsbewegungen unterstreichen die Notwendigkeit, solchen informellen Orten künftig vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken. Angesichts des rasant steigenden Bedarfs an Wohnraum wird es mittel- und langfristig auch sinnvoll sein, brachliegende Büroimmobilien als anpassungsfähige Raumreserven zu nutzen und dauerhaft in Wohn- und Arbeitsorte zu verwandeln, in denen unterschiedliche NutzerInnengruppen (Eingesessene wie Neuankömmlinge) gleichermaßen adressiert werden und in denen Architektur den dynamischen Charakter des physischen und sozialen Raums betont. Die kollektive Improvisation, die im kleinen Maßstab mit geringen Anstößen eine positive Eigendynamik entwickelt, indem sie Raum in unvorhersehbarer Weise organisiert, lässt sich auch im größeren Maßstab und in allen gesellschaftlichen Zusammenhängen aktivieren, ob es sich nun um die Minimalintervention in einem Flüchtlingsquartier oder um die Planung eines Konzern-Headquarters handelt. Für Caramel Architekten kommt es in jedem Projekt ungeachtet seiner Größenordnung darauf an, eine allgemeine Fragestellung in greifbaren Nutzungskontexten zu konkretisieren. „In jedem Projekt ist und bleibt die Antwort auf die Frage der Mensch. Immer. Hier schließt sich der Kreis, weil es letztendlich immer um Orte für Menschen geht.“ Der Schutz der Privatsphäre und die Öffnung zu einer Gemeinschaft können unterschiedliche Formen annehmen, das Entscheidende ist, eine Wahl zu haben.

Foto: Paul Kromzler



Improvisierte Sitzgelegenheit im Haus Pfeiffergasse